

# Die Abendglocke [Schluss]

Autor(en): **Frey, Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **5 (1901-1902)**

Heft 11

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-665084>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



## Eidgenossen. \*)

In der Schenke Gläserklingen,  
Lauter Lärm beim Feuertrank;  
Erst ein brüderlich Umschlingen,  
Dann ein vaterländ'scher Zank.

Loose Stichelei, dann dreiste  
Worte jäher Leidenschaft,  
In die streitgeballten Fäuste  
Führt die langverhaltne Kraft.

Und sie will sich neu erfrischen,  
Trotzig stehet Mann an Mann,  
Ueber umgestürzten Tischen  
Hebt ein mächtig Ringen an.

Da ertönt aus einer Ecken  
Weihgesang ins wilde Schrein,  
Und die Männer, sie erschrecken  
Vor sich selbst und stimmen ein,

Don dem Vaterlandsgesange,  
Don dem starken, übermannt,  
Reichen sich nach blut'gem Gange  
Brüderlich die biedre Hand.

---

## Die Abendglocke.

Von Jakob Frey.

(Schluß.)

Und mit diesem halb scherzend ausgesprochenen Troste sollte das schöne Töchterlein des Radenherrn auch einigermaßen recht behalten. Als Mina am folgenden Morgen, besorgt, daß der Vater sich so lange nicht zeigte, nach seinem Zimmer ging, fand sie ihn schon tief über den Schreibtisch gebeugt, vor ihm ein großes beschriebenes Blatt, dessen Zeilen jedoch vielfach ausgestrichen und umgeschrieben waren. „Du kommst eben recht, ich bin gerade fertig,“ rief er ihr vergnügt entgegen; „ich hab's gefunden, was Du mir so deutlich gezeigt hast. Sieh' da!“

Neugierig bückte Mina sich vor und las eine im Namen der Bürgerschaft an den Stadtrat gerichtete Petition für Beibehaltung der Abend-

\*) Aus der jedem Freunde der Poesie hiemit aufrichtig empfohlenen Gedichtsammlung von dem schweizer. Dichter Arnold Ott. Berlin, F. Fontane & Co. 1902. Preis geh. Mk. 3.—.

glocke. „Damit werde ich selbst,“ fuhr der Vater zuversichtlich fort, „von Haus zu Haus gehen, um die nötigen Unterschriften zu sammeln. Sind diese einmal beisammen, wird ein hochweiser Stadtrat wohl froh sein, nicht weiter mehr an seinen Beschluß erinnert zu werden. Oder was meinst Du dazu?“

„Ich glaube selbst, Du hast das Richtige getroffen,“ erwiderte sie lächelnd; „nur diese Stelle da paßt nicht,“ fügte sie, mit dem Finger auf einige Zeilen deutend, bestimmt hinzu; „in solcher Weise darfst Du das Sängerfest nicht in die Sache hereinziehen. — Du nicht.“

„So, ich nicht,“ entgegnete Herr Christoph Ernst nicht ohne einige Schärfe, „und warum denn gerade ich nicht, Frau Klugheit? Glaubst Du, ich merke weniger als Andere, wie Eins mit dem Andern zusammenhängt, wenn die Großhansen es auch nicht gerade heraus sagen? Die Abendglocke soll mit dem letzten Tage des Monats zum letzten Mal geläutet werden, weil am ersten des künftigen das Fest beginnt und die Herren Festgäste nicht mehr an die altväterische Uebung erinnert werden dürfen, die bisher unsere gute Stadt verunehrten. O, ich kenne diese Füchse!“

Mina schüttelte den Kopf, daß sich ihre braunen Löckchen anmutig um die weißen Schläfen bewegten. „Und wenn es auch Leute gibt, die auf solche Weise rechnen,“ sagte sie ruhig, „vielleicht selbst im Stadtrate — die wahren Freunde des Festes sind es sicherlich nicht, im besten Falle die falschen, die sich selbst nicht verstehen oder ihre besonderen Zwecke dabei verfolgen; denn am Ende — Glockenton oder Liederklang, sie lassen sich beide nicht mit der Elle der Nützlichkeit ausmessen. Immerhin darfst Du niemand von vorneherein vor den Kopf stoßen, wenn Du die nötige Unterschriftenzahl zusammenbringen willst.“

Herr Ernst mußte die Richtigkeit der letztern Bemerkung zugeben und fügte sich also dem Willen seiner einsichtigen Tochter, indem er den ganzen Vormittag damit verbrachte, seine Bittschrift umzuschreiben und ins Meine zu bringen. Am Nachmittag zog er mit derselben aus, um sie vorerst einigen näheren Bekannten und Befreundeten vorzulegen. Der Gang kam ihn keineswegs leicht an. Er wußte, daß er damit einen guten Teil seines bürgerlichen Ansehens aufs Spiel setzte; denn drang er mit seiner Angelegenheit nicht durch, so fehlten ihm, das war gewiß, weder Spott noch Schadenfreude. Konnten solche Bedenken indes den eifrigen Mann auch keinen Augenblick von dem abhalten, was er für gut und recht erkannte, so durchzuckte es ihn doch schmerzlich, als er aus dem eigenen Hause tretend, am Nachbarhause emporblickte, dessen schlichter Mauerbewurf schon beinahe vollendet war. Ja, wenn er sich wie sonst mit dem altbewährten Freunde in der Sache hätte beraten, dieselbe nach

allen Seiten mit ihm hätte erörtern können! Würde derselbe aus Rücksicht auf seine Stellung vielleicht auch nicht offen gegen den Stadtrat aufgetreten sein, innerlich wäre er in der Glockenfrage doch sicherlich mit dem Freunde einig gewesen, trotz all' seiner Festgrillen. Denn wie oft hatte sie diese Glocke von ihren Abendspaziergängen heimgelufen, wie oft hatten sie bei ihrem ersten Schläge, wie auf ein selbstverständliches Kommando, den Fuß nach Hause zurückgelenkt, sich im Stillen der friedlichen Klänge freuend, die am Abendhimmel dahinschwammen. Unter solchen Gedanken wanderte Herr Ernst zur Stadt hinaus, um Herrn Schrucke, der sich während der ganzen gestrigen Fahrt in der Glockensache so eifrig ausgesprochen, die erste Unterschrift anzubieten; aber schon da sollte er ganz unerwartet die Erfahrung machen, daß sein Unternehmen noch mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden war, an die er nicht einmal gedacht hatte. Nachdem Herr Schrucke die Bittschrift eine gute Weile mit großen Augen angestarrt, fand er endlich sein dienstwilliges Lächeln wieder, und sich, wie gewöhnlich verbeugend, rief er aus: „Ei, ei, Herr Ernst, wer das von Ihnen erwartet hätte; aber recht wacker, recht schön und geschickt! Nur wissen Sie — hm! an die Spitze solcher Unterschriften muß ein allgemein, bei Hoch und Niedrig gleich beliebter Name treten, wenn die Sache marschieren soll; der meinige — verstehen Sie mich — schon die Art meines Geschäftes muß mir viele Abgeneigte und heimliche Gegner machen, so daß mein Name an so auffälliger Stelle Ihnen nur schaden müßte. Unter dem großen Haufen mag er dann später schon mitgehen und soll es auch für eine solche Sache.“

Herr Ernst war betroffen über diese Ablehnung, und doch waren die dafür angeführten Gründe so einsichtig und wohlmeinend, daß sich wenig dagegen einwenden ließ. So begab er sich zu einem alten Bekannten, der früher weit in der Welt herumgekommen war und durchaus alle die Eigenschaften besaß, die Herr Schrucke von dem Namen verlangte, der sich mit Glück an die Spitze der Unterschriftenkolonnen setzen sollte. „Na,“ rief der Mann, als er das Blatt gelesen hatte, „na, Freund Christoph, ist's Euch nicht mehr wohl genug in Eurer alten Haut, daß ihr an allen Ecken und Enden solche Quängeleien anfangen wollt? Ich habe schon früher gehört, wie Ihr Euch gegen das Sängerefest ereifert, und nun bin ich zwar auch der Meinung, ein wohlthätiger Stadtrat könnte sich mit Wichtigerem und Vernünftigerem befassen; aber ist's einmal geschehen, so lasse man's bleiben; es wird Euch sicher nur nutzlose Mühe und Verdruß verursachen.“

Herr Ernst biß sich in die Lippen und zog von dannen. „Ich Narr,“ murmelte er vor sich hin, „was braucht' ich mich eigentlich auch so zu

ärgern über das verwünschte Sängersfest! Gefiel's mir nicht, so konnt' ich mich für ein paar Tage aus dem Staube machen, und nachher war alles wieder im Alten. Aber die Glocke, die Abendglocke — ist die einmal verstummt, so bleibt sie es auf immer." Es war ein freundlicher Zufall für den fast schon Eingeschüchternen, daß sein nächster Versuch besser gelang, und am Abend hatte er bereits ein Duzend Unterschriften beisammen.

Auch die nächsten Tage ging die Sache, obwohl langsam, doch ihren ruhigen Gang vorwärts, wobei es freilich neben herzlicher Aufmunterung nie an mancherlei Neckerei oder gar an höhnischer Abweisung fehlte. Nur der Einsicht konnte Herr Ernst sich nicht mehr verschließen, daß die eifrigsten Festfreunde deshalb nicht auch schon Glockengegner sein mußten. Aber da, mitten in seiner getrosten Zuversicht, sollten zwei schwere Schläge an einem Tage auf ihn niederfallen. Das Tagblatt brachte einen beißenden Artikel, der den stadträtlichen Beschluß als einen durchaus zeitgemäßen Schritt verteidigte, dagegen Herrn Ernst einen philisterhaft beschränkten Tröler nannte, und diejenigen, die ihm ihre Unterschriften gaben, nicht undeutlich als verkappte Mucker bezeichnen wollte. Der solchergestalt Angegriffene hielt das verhängnisvolle Blatt, zwischen ausbrechendem Zorne und kleinmütigem Schmerze schwankend und ohne auf das beschwichtigende Zureden der Tochter zu hören, noch immer in seinen Händen, als eilfertig Herr Schrucke bei ihm eintrat. Diesmal war das Lächeln aus seinem Gesichte verschwunden und mit einem Ausdrücke hoher Entrüstung rief er aus: „Sie sind mit Ihrer Bittschrift noch nicht wieder zu mir gekommen, Herr Ernst; nun möchte ich Sie aber freundlich ersuchen, meine Unterschrift sogleich entgegen nehmen zu wollen. Versagen Sie mir das Vergnügen nicht, der Erste zu sein, der gegen ein Verfahren, wie es Ihnen gegenüber eingeschlagen werden will, tatsächlichen Protest erhebt.“

Das war nun freilich ein erquickender Tropfen Balsam auf das verwundete Gemüt des Ladenherrn, und in stummer Bewegung drückte er dem jüngern Manne die Hand, als wollte er sagen: in schlimmer Stunde erst zeigt sich der wahre Freund. Auch die Tochter mußte mit einem Ausdrücke zweifelnder Bewunderung auf die festen Züge blicken, mit denen der Notarius seinen Namen hinzeichnete. Aber gleichwohl vermochte Herr Ernst heute die Stimmung nicht wieder zu gewinnen, die ihm zur Fortsetzung seines Geschäftes notwendig gewesen wäre, und nachdem er am Nachmittage unschlüssig einige Straßen auf- und abgegangen, setzte er sich in eine Laube der vor der Stadt gelegenen Gartenwirtschaft. Hier war er ungestört und brauchte niemandem Rede stehen. Aber noch saß er nicht lange in seine Betrachtungen verloren, als auf dem Vorplatze

Tritte laut wurden und Herr Ernst durch die dichte Laubwand seinen Freund Schrucke erblickte, der sich mit einem Mitgliede des Stadtrates an einem schattigen Baumtischchen niederließ. Die beiden Herren waren offenbar in bester Laune und führten, da keine andern Gäste in der Nähe waren, ihr Gespräch auch gleich weiter. „Also weißt Du nun,“ sagte Herr Schrucke, „welche Bewandnis es mit meiner Unterschrift hat, ich hätte sie nicht leicht vorteilhafter anbringen können, denk' ich. Gleichwohl wirst Du den Andern sagen, wie es gekommen ist; denn in dem Ding möcht' ich sonst freilich nicht sein.“ Er lächelte, und sein Begleiter lachte. „Ja, ja,“ rief dieser, „Du weißt den günstigen Augenblick stets am Schopfe zu fassen, das muß man Dir lassen; aber immerhin Freundchen, wird Dir Dein künftiger Schwiegerpapa mit seinen Wunderlichkeiten noch manche Suppe unschmackhaft machen, das wirst Du mir glauben.“ „Ei, ei,“ entgegnete Herr Schrucke mit einer kurzen Handbewegung; „für seine sonstigen gewichtigen Eigenschaften läßt sich, ganz abgesehen von den schönen Augen seines Töchterleins, mit seiner jetzigen Glockennarrheit auch noch diese und jene andere in Kauf nehmen. Wären wir nur erst so weit!“ —

Der unwillkürliche Lauscher in der Laube erhob sich; aber die Kniee wankten unter ihm, und er mußte in seiner Verborgenheit ausharren, bis die Beiden draußen davongegangen. Am liebsten hätte Herr Ernst jetzt zugewartet, bis es dunkel geworden, damit er, von keinem Menschen gesehen, nach Hause gelangen könnte; aber eine heimliche Angst, als ob der heutige Tag mit seinen Tücken noch nicht zu Ende sei, trieb ihn heimwärts, während er zwischen den Zähnen murmelte: „Da hatte der Eduard doch recht, als er einmal behauptete, es seien in dem Namen des Schrucke zwei Buchstaben in verkehrte Ordnung geraten — Schurke, Schurke!“

Dieser Laut schwebte noch auf seiner Zunge, als er zu Hause die Treppe hinaufstieg. Gewiß würde die Tochter über sein verstörtes und aufgeregtes Aussehen erschrocken sein, wenn sie sich die Zeit genommen hätte, ihn näher zu betrachten; aber schon unter der Tür rief sie ihm jubelnd entgegen: „Wie gut, daß Du endlich kommst, Väterchen, ich wußte nur nicht, wohin ich nach Dir schicken sollte. Sieh' da, sieh' — vom Onkel.“

Auf dem Tische stand ein solid gearbeitetes Kistchen, das mit seinen vielen Stempeln und Postzeichen den weiten Weg bezeichnete, den es von den Gestaden des stillen Weltmeeres bis an die Ufer des gletscherfarbigen Schweizerflusses zurückgelegt hatte.

Zögernd und doch mit hastiger Hand öffnete Herr Ernst dasselbe, und bald schimmerte den begierigen Blicken aus dunkeln Sammtgrunde heller

Silberschein entgegen. Es war ein prächtiges silbernes Trinkhorn, mit Inschriften, Wappen und Figuren in erhabener Arbeit bedeckt. Darunter lag ein zusammengefaltetes Blatt, das Herr Ernst mit leiszitternden Fingern auseinanderschlug. „Nicht einmal von Dir, Du lieber, böser Bruder,“ stand darin geschrieben, „sondern aus öffentlichen Schweizerblättern habe ich seiner Zeit erfahren, daß Ihr in unserer guten Vaterstadt die nächsten Tage eines der schönen vaterländischen Feste feiert, um die Euch, Ihr Glücklichen, die Ihr im Lande geblieben, die Welt beneidet. Ich habe deshalb mit einigen hier ansässigen Landsleuten mich zusammengetan, und so schicken wir zum Zeichen, daß wir im Geiste mit Euch feiern, eine bescheidene Festgabe, die Du in unserem Namen gehörigen Ortes übergeben magst. Wie gerne hätte ich sie selbst überbracht, wie gerne möchte ich einmal untertauchen in einen solchen Strom vaterländischer Begeisterung und das alternde Herz verjüngen an neuer Heimatsliebe und neuer Heimatslust. Fast wäre ich schon auf dem Sprunge dazu gewesen, und in nicht allzulanger Zeit geschieht es doch einmal, wenn mich der Himmel gesund erhält. Für diesmal aber ernenn' ich Dich noch zu meinem Stellvertreter; feiere also mit ganzem Herzen und ganzem Gemüte mit und freue Dich der schönen vaterländischen Tage, wie ich es tun würde . . .“

Herr Ernst ließ das Blatt auf den Tisch fallen, an dem er selbst, das Gesicht in die Hand gestützt, eine gute Weile lautlos sitzen blieb. Die Tochter, die wohl empfand, daß er in seinem Sinnen nicht gestört werden dürfe, beobachtete ihn mit einer Art neugieriger Aengstlichkeit, und doch vermochte sie den Ausbruch inniger Freude kaum niederzuhalten. „So,“ sagte er endlich sich erhebend mit fester Stimme; „nun weiß ich doch wieder, was ich zu tun habe; vor einer halben Stunde hätte ich's bald nicht mehr gewußt. Mein Bruder darf an seinem Stellvertreter nicht zu Schanden werden.“

Mit diesen Worten nahm Herr Ernst Brief und Silberhorn zusammen und verließ das Zimmer, ohne die neugierig fragenden Blicke der Tochter zu beachten. Zu ihrer freudigen Ueberraschung sah sie ihn in das Meier'sche Nachbarhaus treten, das er erst nach einiger Zeit wieder verließ, um eilig die Stadt hinabzugehen. Es war schon Nacht geworden, als er wieder nach Hause kam. „Nun mag es gerade noch gehen,“ sagte er wohlgenut, „aber die höchste Zeit war es. Morgen darfst Du Dich rechtzeitig aus den Federn machen, Mina; wir bekommen Arbeitsleute.“

Und so geschah es. Schon mit Tagesanbruch erhob sich vor dem grauen Hause am Stadttor ein Hämmern und Klopfen, als ob die alten Mauern aus ihren Grundfesten gepocht werden sollten, und bald begann eines der leichten Gerüste in die Höhe zu steigen, die in der letzten Zeit

Herrn Ernst so manchen Verdruß verursacht hatten, während er nun hier, die Werkleute ermunternd, geschäftig hin und her ging und, wo es Not tat, selbst Hand anlegte. Vorübergehende, die verwundert stehen bleiben wollten, wußte er mit ihrer Neugier gutgelaunt weiterzuschicken. „Ja,“ sagte er mit geheimnisvollem Nicken, „da hat sich ein lieber, guter Herr meines alten Hauses angenommen, sonst hätte es noch lange auf einen neuen Rock warten können.“ Dem Herrn Schrucke aber, der ebenfalls bald des Weges kam, gab er einen andern Bescheid. „Es ist schon so, Herr Notar,“ raunte er ihm ins Ohr, „und Sie können es Ihrem Freunde, dem Stadtrat wohl klagen, Sie werden von dem wunderlichen alten Manne neben seiner Glockennarrheit noch manche andere, jetzt beispielsweise die Baunarrheit in den Kauf nehmen müssen, bis wir — ja bis wir einmal so weit sind.“ Herr Schrucke wurde rot im Gesichte, und sein Lächeln erstarrte um den Mund; aber Herr Ernst ließ ihn stehen und wandte sich geschäftig wieder seinen Arbeitern zu.

So ging es Tag um Tag, bis das große Haus am Stadttore, in seiner Verjüngung nun wirklich weitaus das stattlichste der ganzen Nachbarschaft, hell und freundlich die Straße hinabschaute. Am Vorabend des Festes, da mit hoch erhobenen Fahnen die ersten Sängerscharen heranzogen, sah dasselbe aus, als ob in ihm zwischen wehenden Flaggen und blühenden Guirlanden die Festkönigin selbst ihre Residenz aufgeschlagen habe. Der ansehnliche Sängerkorps, den sich Herr Ernst zu Gast auserbeten, begrüßte sein geschmücktes Quartierhaus schon von Weitem mit fröhlichem Jubelruf.

Am frühen Morgen, als donnernde Kanonenschläge den eigentlichen Festbeginn ankündigten, stand Christoph Ernst bereits vom Kopfe bis zu den Füßen gerüstet in seinem Zimmer, eine lichte Granatblüte im Knopfloche; und dennoch schien auf seinem Gesichte etwas Dunkles und Schmerzliches zu liegen. Er hatte gestern wohl gehört, wie klagend das Turmglocklein in dem lustig aufrauschenden Straßengeräusch erstarrte, um wahrscheinlich nie mehr zu erwachen, und dieser Klage war Herr Ernst die ganze Nacht nicht aus dem Ohr gewichen; drum richtete er sich jetzt wie gewaltsam empor und sagte laut vor sich hin: „Nicht vergessen — heute und morgen bist Du noch ein Anderer; dann erst kommst Du selbst wieder an die Reihe.“

Herr Ernst hatte indessen nicht nötig, sich seine Doppelgängerrolle noch öfters zu vergegenwärtigen. Schon als er sich am Arme seines wiederversöhnten Freundes Meier dem gemeinsamen Zuge nach dem außerhalb der Stadt auf heiterm Wiesengrunde gelegenen Festplatze anschloß, fühlte er aus dem geheimnisvollen Rauschen des voranwallenden Fahnen-



waldes das sieghafte Herannahen des Festgeistes. Wie dann aber die Woge des Gesanges aus dem mächtigen Gesamtchore sich erhob und immer gewaltiger anschwell, jedes eigene Sinnen und Empfinden mit sich fort-reißend und überflutend, da betrat auch sein Fuß jene lichten Höhen, auf denen nur Begeisterung, Schönheit und Freude wohnen, während die Mühen und Nöten des Alltagslebens als wesenlose Schatten in die Tiefe zurücksanken. Bald goldnen Gesängen, bald manchem begeisterten Worte von der Rednerbühne lauschend, schwamm er heiter mit in der bewegten Menschenflut, und am Abend saß er mit dem Freunde und der schönen Tochter, unter den Fröhlichen der Fröhlichsten einer, an den hallenden Tischen der Festhütte, bis die Mitternacht zur endlichen Heimkehr mahnte. Erst als er sich wieder allein auf seinem Zimmer befand, fiel ihm mit einem eigentümlichen Wehgefühl ein, daß die arme Abendglocke ihren Ruf nicht in die allgemeine Festfreude habe mischen dürfen. Solchen Gedanken ließ jedoch auch der zweite Festtag anfänglich noch keinen Raum. Meier kündigte dem Freund frohbewegt an, daß Eduard, unter dessen Führung der städtische Gesangverein selbst reichliche Lorbeeren geerntet, einen ehren-vollen Ruf nach einer der großen Landesstädte zur Leitung der dortigen Gefangesträfte erhalten habe, und gewiß war es nicht nur aufrichtige Freundesteilnahme, die Christoph Ernst bei dieser Nachricht empfand, es regte sich in ihm zugleich das kräftigere Gefühl eines berechtigten Heimatstolzes. „Siehst Du,“ rief er freudig, „Bethlehem ist nicht die geringste unter den Städten Judäa's.“ Aber dieses Gefühl sollte noch in beson-derer Weise erhöht und zugleich gedemütigt werden, als Christoph Ernst mitten im Festgewoge auf die Rednerbühne gerufen wurde, um dort von dem Festpräsidenten mit Händedruck und Umarmung den Dank aller Sänger für den heimatliebenden Bruder im fernen Westen entgegen zu nehmen. „Nun ist es genug,“ sagte er, feuchten Blickes unter dem Zurufe der Menge wieder zu dem Freunde und der Tochter zurückkehrend; „nun ist es genug, ich habe meinen Lohn und meine Strafe dahin.“

Fortan war er stiller und wie halbträumend sah er die fremden Sängerscharen sich allmählich zur Heimkehr rüsten und eine nach der andern unter Fahenschwenken und Glückruf auf fröhliches Wiedersehen von dannen ziehen. Dafür strömte jetzt die ganze Stadt, Alt und Jung, auf den Festplatz heraus. Wer durch irgend eine Nötigung abgehalten worden, voll und ganz an dem Fest teilzunehmen, wollte nun wenigstens den Ausklang desselben noch genießen und sich der gehobenen Stimmung seiner Bekannten, die mitgefieirt, rasch teilhaftig machen. „Jetzt kannst Du wieder Du werden,“ sagte Herr Christoph Ernst leise vor sich hin, als er die Festhütte ringsum nur noch von bekannten Gesichtern angefüllt sah,

und fügte dann, die Uhr hervorziehend, zu der Tochter und dem Freunde gewendet, hinzu: „In einer halben Stunde wäre es Abendglockenzeit.“ Sein Gesicht verdunkelte sich, und es war ihm auch, als ob er widerstrebend aus einem heitern Traume erwachen müsse. Aber da, im nämlichen Augenblicke ertönte unvermutet nochmals das Hornsignal, das allgemeine Stille gebot, und auf der Tribüne erschien Eduard Meier, von dreien seiner Gesangsgenossen begleitet. „Zu dieser Stunde,“ begann er mit klarer Stimme, „ziehen auf allen Straßen Tausende fröhlicher Boten in das Land hinaus, um an ihren Heimstätten zu verkünden, was sie bei uns erlebt, und den Ihrigen einen Strahl des Glanzes heimzubringen, der über unserm schönen Feste geleuchtet. Aber auch uns, meine Freunde und Mitbürger, liegt es nun ob, den besten Teil dieses Glanzes zu bewahren, um mit seiner Hilfe auf Jahre hinaus gleichsam das Licht der häuslichen Lampe zu erhöhen, die uns nach des Tages Arbeit zum traulichen Familienkreise versammelt. Denn der Festtag hat seinen wahren Zweck erst erfüllt, wenn er in die kommenden Arbeitstage einen bleibenden Schimmer, ein erwärmendes Licht zu werfen vermag. Damit dies jedoch mit gutem Erfolge geschehe, müssen wir diesen Arbeitstag wieder vorfinden, wie wir ihn vor dem Festtage verlassen haben; Sinn und Gemüt, die im Festrausche über das Alltägliche hinweggehoben waren, müssen wieder an das Allgewohnte, und schien es noch so gering, ohne Störung anknüpfen können. Denn wie der Mensch nur durch die unscheinbare alltägliche Arbeit seinen Wohlstand gewinnt, den er dann wohl zum Schmucke und zur Veredlung seines Daseins verwenden soll, so erwirbt er sich auch nur am Gewohnten und Alltäglichen seine echten und bleibenden Gemütschätze, und in diesem Sinne ist es, daß meine Freunde und ich uns erlauben, Euch hier noch ein bescheidenes Lied vorzutragen.“

Aller Augen waren erwartungsvoll nach der Tribüne gerichtet, erwartungsvoller jedoch keine, als diejenigen der Tochter des Ladenherrn am Obertore. Droben aber erhoben auf ein Zeichen Eduards sich vier Männerstimmen so rein und klangvoll, als nur je während des ganzen Festes welche erklingen waren.

Schon ist der Abendstern erwacht,  
Er zieht empor mit leisen Tritten,  
Und langsam kommt die dunkle Nacht  
Ihm stumm und leise nachgeschritten.  
Da horch, ein Ruf so mild und traut  
Glockenlaut — Glockenlaut.

Vom Spiele schaut das Kind empor,  
Ihm ist, als ob vom Muttermunde  
Die Mahnung rührte an sein Ohr:

Komm' heim, nun ist es Schlafensstunde.  
So ruft und mahnet mild und traut  
Glockenlaut — Glockenlaut.

Und arbeitsmüde sinkt die Hand,  
Sie faltet leise sich zum Beten;  
Der fromme Sinn schaut in das Land,  
Wohin nur sel'ge Geister treten.  
So ruft zur Andacht mild und traut  
Glockenlaut — Glockenlaut.

Was nur das arme Herz bewegt  
Den langen Tag in bangen Sorgen,  
Nun sei es still zur Ruh gelegt —  
Bald steigt empor ein neuer Morgen.  
So ruft und tröstet mild und traut  
Glockenlaut — Glockenlaut.

Der Gesang, der in seiner ganzen Tonsführung selbst einem schwebenden Glockengeläute glich, war schon lange verhallt, und noch saß die Menge lautlos, als wage kein Einzelner die Stille zu stören; aber mit einem Male brach es tausendstimmig von allen Seiten hervor: „Die Abendglocke, unsere Abendglocke!“ Wie eine vom plötzlichen Windstoße erregte Flut fing es an, durch die Festhalle zu wogen. Auch an dem Tische unmittelbar unter der Tribüne, wo mit den Festlenkern die Herren vom Stadtrate beisammen saßen, machte sich eine lebhaftere Bewegung bemerkbar, bis von demselben ein Mann sich rasch nach der Stadt hin entfernte und eine dröhnende Stimme rief, man möge sich einstweilen nur zufrieden geben. Aber noch war die Ruhe nicht völlig wiedergekehrt, als vom Turme mit feierlich anschwellenden Schwingungen das Abendglocklein durch die Dämmerung herauserklang. Doch war das auch das nämliche Geläute, das so oft ungehört am Ohre vorübergegangen und jetzt wie ein geheimnisvoller Zauberruf in jedem Herzen sein Echo fand?

Während all' dieser Vorgänge war Herr Christoph Ernst unbeweglich und lautlos dageessen, als wisse er nicht, was geschehen sollte; aber jetzt, nachdem der letzte Glockenschlag verklungen, streckte er zitternd seine Hand nach dem Oberlehrer aus und rief mit halberstickter Stimme: „Laß Deinen Jungen, laß Deinen Eduard herkommen, Herzensfreund!“ „Da bin ich auch schon, Herr Nachbar,“ sagte Eduard, sich lächelnd über den Tisch herüberbeugend, „und es freut mich herzlich, Euch Alle so vergnügt beisammen zu finden.“

„Ich habe Dir noch nicht gratuliert zu Deiner Anstellung,“ entgegnete Herr Ernst hörbar aufatmend und dem jungen Manne die Hand reichend; aber vorher möchte ich noch ein Versprechen von Dir. Bevor Du sie annimmst, solltest Du meiner Mina noch das schöne Lied einüben

helfen, das Du vorhin gesungen hast. Ich glaube, sie hat das Klavier schon lange nicht mehr angerührt."

„Recht gerne versprech' ich Euch das, Herr Nachbar," rief Eduard, dessen aufleuchtende Blicke mit den nicht minder erglänzenden des Mädchens zusammentrafen; „wenn nur erst Mina meine Schülerin werden will."

„Schalksjunge," nickte Herr Ernst, während er mit der Hand über die Augen fuhr; „da setze Dich her und frage sie selbst um ihren Willen!"

Eduard ließ sich diese Einladung nicht wiederholen. Und wiederum ging es auf Mitternacht, als die Vier dem Obertore zuwanderten, voran in weinseliger Laune etwas laut und nicht ganz sichern Fußes die beiden Alten, hintendrein leiser das Pärchen, das sich gleichwohl so viel zu sagen wußte, als ob es Jahre lang durch Berg und Thal getrennt gewesen wäre.

Die ehrenvolle Berufung nach der großen Stadt hat Eduard einige Tage später dankbar abgelehnt, aber dafür schon auf den Herbst seinen Musensitz in dem großen Hause des Ladenherrn aufgeschlagen und dort noch manches schöne Lied gedichtet und komponiert, doch keines mehr, das ihm ein so köstliches Honorar eingetragen, wie das bescheidene Abendglockenlied.

## Staar und Spatz.

(Nachdruck verboten.)

Von G. Lütthi (Kappel).

Müd' kam der Staar nach langer Hatz  
Aus fernem Lande heimgeflogen  
Und fand — o Schreck! — durch Meister  
Spatz  
Sein altes Haus und Heim bezogen.

„Ei, Monsieur Spatz, das ist ja nett!  
Doch wollen Sie, schätz' ich, nur spaßen,  
Wenn Sie in meinem Nest und Bett  
So ungeniert sich's wohl sein lassen!"

So sprach mit bitterm Hohn der Staar.  
Drob that der Spatz sich gar nicht grämen;  
Lief doch der Biedermann sogar  
Belaß'nen Tons sich d'rauf vernehmen:

„Mein Guter, ich versteh' Sie nicht  
Und weiß nicht, was allhier Sie wollen.  
Doch stehen Sie mir vor dem Licht;  
D'rum bitt' ich höflich, sich zu trollen."

„Was?" lamentiert der arme Staar,  
„Ein fremder Streber will mich hindern,  
Zu hausen, wo ich glücklich war  
Und stillvergnügt mit Weib u. Kindern?"

„Mit Gunst, Herr Staar", sagt frech  
der Spatz,  
„Wenn Einer sich verlegt auf's Wandern  
Riskiert er, daß sein warmer Platz  
Bezogen wird von einem Andern."

D'rum such' Er sich ein neues Nest  
Und laß' sich nicht daraus vertreiben,  
Mach's dann wie ich: J'y suis, j'y reste —  
Hier bin ich und hier werd' ich bleiben!"